

Einleitung

Wir wissen auch drei Jahre nach
Trumps Wahl nicht, was damals
eigentlich passiert ist
(Jill Lepore)

»They won't be laughing if I'm President«. Mit dieser Drohung schließt eine vierteilige Dokumentation über die Entwicklung des Donald Trump vom halbseidenen Casino-Magnaten und Partylöwen zum – wie sich herausstellen sollte – 45. Präsidenten der Vereinigten Staaten.¹ »Freunde, Geschäftspartner und Kritiker«, heißt es in der Ankündigung, »gewähren Einblicke in das Leben des Vollblutamerikaners Donald Trump«.

Als Vollblutamerikaner qualifiziert sich, den filmischen Eindrücken nach zu schließen, wer sein Leben als Event anlegt, jederzeit viel Spaß hat, eine Menge Alkohol verträgt, sich vor Blondinen kaum retten kann und nebenher noch Geld wie Heu macht. Dass man die Drohung des Paradiesvogels, der Welt werde das Lachen bald vergehen, ernst nehmen würde, war eigentlich nicht zu erwarten.

Doch über den *Präsidenten* Trump lacht keiner. Sein Aufstieg mochte »traumhaft« gewesen sein, doch ist ein Alptraum daraus geworden, über Amerika hinaus. Man fragt sich, wie es *dieser* Kandidat mit *diesen* Qualifikationen derart weit bringen konnte. Bis dahin galt die Vermutung, dass westliche Demokratien gegen riskante »Ausreißer« gefeit seien. Nicht von ungefähr hatte kein einziger Experte Donald Trump auf der Rechnung. Anscheinend ist etwas übersehen worden.

¹ *Trump: An American Dream* (Netflix 2018).

Eine Gesellschaft, schreibt Hegel, sei »für um so vollkommener zu achten«, je weniger der einzelnen *Person* zu tun bleibe – verglichen damit, was auf »allgemeine Weise«, also *organisiert*, geschieht (Hegel 1986: 388f.). Er weiß auch, welches Gegenmodell besondere Aufmerksamkeit verdient: Amerika.

Mit der Diagnose, Amerikaner würden »anders« ticken, befindet sich Hegel in guter Gesellschaft (allen voran Goethes). Und er trifft den springenden Punkt: Amerikanisch sein heißt, aufs Individuum zu setzen. Nicht nur der Grundsatz, dass *jeder* seines eigenen Glückes Schmied sein muss, gilt weiterhin als eine Selbstverständlichkeit, auch die Überzeugung, für das Glück *aller* sorge am besten *einer*. Da zwischendrin ebenfalls vieles für viele »glücken« muss, sind große oder kleine Helden vielerorts gefragt.

So kommen auch »Amerikaner zu ihren Heroen« (Wecter 1969: 476). Auf den zweiten Blick zeigt sich dann, dass ihre Traumarbeit zwei Typen in die Welt gesetzt hat: einerseits »Vorbilder«, denen jeder, der persönliche Probleme bewältigen muss, nacheifern soll und kann; andererseits »Anführer«, deren persönliches Potenzial sie dafür prädestiniert, Gemeinschaften bis hin zur Nation aus irgendeiner Verlegenheit zu befreien (Kap. 2).

Angebot und Nachfrage sind auf dem Heldenmarkt nicht immer zusammengefallen, doch was sich sagen lässt, ist: dass es keinen »heldenfreien« Augenblick gegeben hat, in dem Heroen nicht entweder gesucht worden sind oder ihre Dienste angeboten haben. Das gilt selbst für jene Anfangszeit, da das Land noch von umfassend selbstgenügsamen Farmern bevölkert war (Kap. 3). Immerhin haben die Erfindernaturen unter ihnen den löslichen Vorsatz gefasst, ihren Landsleuten etwas Neues und Nützliches zu hinterlassen.

Dass dieser Ehrgeiz ohne »Ehre« bleiben würde, sollte sich rasch zeigen – während auf dem »Feld«, wo etwas zu holen gewesen wäre, nichts gelaufen ist: Farmer waren, wie ihr Anführer (General Washington) feststellen musste, in der Wolle gefärbte Feiglinge. Diese Erkenntnis hat Amerikas legendäre Gründer, Wortführer wie Thomas Jefferson oder James Madison, dazu gebracht, ihre Verfassung hauptsächlich auf den effektiven Umgang mit Gewalt hin auszurichten: Präsidenten soll-

ten primär dafür sorgen, dass Kriege gewonnen werden, innere wie äußere. Eine Verwaltung im herkömmlichen Sinn hat es dazu nicht gebraucht (Kap. 4).

In dem notdürftig gesicherten Raum konnte sich gesellschaftliches Leben entwickeln – kein einheitliches und beruhigtes, wie anfangs geglaubt, weil Enge und Ehrgeiz viele Menschen dahin gebracht haben, neue Wege zu gehen. Es begann das lange Jahrhundert der Jäger nach Erfolg, dem Glück des Tüchtigen (Kap. 5). Bekanntlich hat Benjamin Franklin als erster gewusst »Wie«; das »Was« war indessen vom »Wo« abhängig: Wer sein Heil als Siedler im »wilden Westen« suchen wollte, hat kaum mehr erreicht, als Stoff für Legenden (wie »Lederstrumpf«) zu liefern.

Franklin hatte es darauf abgesehen, seinen Landsleuten Tipps für ein erfolgreiches Leben zu geben: »Gott« und »Staat«, die puritanischen Erbstücke, haben dabei nur eine randständige Rolle gespielt. Wie sich herausstellen sollte, wurden sie von vielen vermisst, die ihre materiellen Sorgen oder spirituellen Nöte alleine nicht bewältigen konnten. Selbsternannte *Retter* nahmen diese Gelegenheit wahr, um fremde Bedürfnisse in eigene Karrieren zu verwandeln (Kap. 6).

Alles in allem waren das Muster ohne ewigen Wert, hatte doch Amerikas galoppierende Industrialisierung neue Lagen geschaffen, die nach neuen Lektionen verlangt haben. Als Lehrer sind einerseits Tugendapostel aufgetreten, die Arbeit und Anstand unters Volk bringen wollten (Carnegie gehört dazu); andererseits sollten fahrende Glücksbringer in Mode kommen, deren frohe Botschaft vom leichten Erfolg gläubige Hörermassen anlocken würde (Kap. 7).

Gerade solche seichten Apostel verdanken ihre phänomenalen Erfolge nicht zuletzt dem Faktum, dass Amerikas politische Elite kein soziales Netz (»Versicherungsstaat«) für Notleidende organisiert hat. Aus dieser Lücke sollten auch selbsternannte Volksfürsorger Kapital (Macht, Profit) schlagen: Herrscher über »politische Maschinen« oder paradiesische »Fabrikstädte«, die Wohlverhalten (Parteidienst, Arbeitseinsatz) mit Wohltaten bezahlt haben – Geld, Job, Wohnung und manches mehr (Kap. 8).

Dass solche Experimente auf wenig Gegenliebe gestoßen und eher früher als später gescheitert sind, legt die Frage nahe, wie es denn um den amerikanischen Staat bestellt war. Würde er sich nachholend modernisieren, also institutionell »aufholen« können? Trend (Industrialisierung) und Trauma (Bürgerkrieg) sollten allerdings weder Zeit noch Raum für systematische Reformen lassen; stattdessen sind Lücken füllende Macher zum Zug gekommen, die es verstanden haben, das Notwendige mit dem Möglichen abzugleichen (Kap. 9).

Noch nicht aus der Welt war damit freilich das amerikanische Faible für heroische Führer, deren Persönlichkeit die desorganisierte Welt des Politischen mit Glanz und Gloria füllt – getreu dem Motto: »America first« (Kap. 10). Woodrow Wilson hat diese Parole ausgegeben, Donald Trump ist ihr verfallen. Bei allen Unterschieden sind sich beide darin einig, wie die Vision Wirklichkeit werden kann: »Amerika braucht Helden« (Mitt Romney).

Eingerahmt wird das Figuren-Kabinett von zwei Kapiteln (1, 11), die skizzieren, welche Verwerfungen dadurch schon entstanden sind oder noch entstehen könnten, dass sich Amerika »verwählt« hat. Die Rahmenhandlung, sozusagen.